



Arne Frank

Wie viel Fett verträgt die Torte?

Zumindest insgeheim träumen wir Gitarristen fast alle vom (noch) fetteren Sound – und zahlen reichlich Lehrgeld dafür. Ein neuer Amp, neue Pickups, ein Booster, Distortion-Pedal oder was auch immer sollen helfen. Dabei weiß kaum jemand, was diesen scheinbar allgegenwärtigen und doch so ominösen „fetten Sound“ eigentlich ausmacht. Gehen wir also auf die Pirsch ...

„Kauf mich, ich mach dich glücklich!“ suggerieren uns die ewig lockenden Botschaften der Werbung. Noch ein Effektgerät, ein Tonabnehmer, ein Amp ... und dann wird alles gut. Wirklich? Eigentlich sollten wir es besser wissen. Und doch fallen wir nur allzu gerne immer wieder darauf herein. Weiter kommt man in diesem Fall nur mit nüchterner Überlegung und einem kühlen Kopf.

Der Weg zum besseren Sound – oder besser gesagt: Sound-Verständnis – lässt sich nicht ohne einen kritischen Blick auf die eigene Erwartungshaltung beschreiten. Nicht immer ist unser Equipment schuld, wenn es nicht so klingt, wie wir uns das erhoffen.

Falls wir allerdings unsere Einstellung und womöglich auch unsere Spieltechnik analysiert und für korrekt befunden haben, es klanglich aber immer noch hakt, dürfen wir uns ganz bewusst der technischen Seite zuwenden. Diesmal soll es darum gehen, wie wir unserem Sound zu mehr Fülle, Durchsetzungskraft und klanglicher Autorität verhelfen können. Da stellt sich die Frage: „Wo fehlt's uns denn?“ oder: „Wo genau tut es weh?“



So ein Übungscombo ist natürlich praktisch, ...

Alles voll fett krass?

Gehen wir davon aus, dass ein Gitarrist nicht nur psychosomatisch, sondern völlig zu Recht unter klanglichem Magerwuchs leidet. Das Instrumentarium gibt einfach nicht mehr her oder genügt an irgendeinem Punkt nicht den Anforderungen. Dann muss man erst mal genauer betrachten, wovon tatsächlich mehr benötigt wird.

So ziemlich jeder Gitarrist wünscht sich bekanntlich den super-mega-fetten, ultimativen Gitarrensound. Daher kommen viele Sound-Patienten zu uns und verlangen zuallererst nach mehr „Fett“ für ihr Gitarrensinal. Nur, was heißt das überhaupt? Im Gespräch zeigt sich immer



Mitten raus oder rein?



... aber für den Stadion-Sound braucht es dann doch etwas mehr



Soßenbinder für zu dünnen Sound



Pimp your signal

wieder, dass die Vorstellungen häufig vage bis komplett unrealistisch sind.

Das fängt schon damit an, dass ein wirklich fetter Sound etwa in einer Country- oder Funk-Band vollkommen deplatziert wäre. Da kommt es auf ganz andere Dinge an – wie schnelles Attack, Dynamik, Durchsetzungsfähigkeit und präzise Tonformung. Eine völlig falsche Fahrtrichtung also. Und das ist nur der Anfang der Missverständnisse. Man muss das Problem folglich möglichst präzise fassen, sonst wird es eher schlimmer als besser.

Einige Gitarristen sagen „fett“, meinen damit aber eigentlich mehr Lautstärke oder genauer gesagt „Lautheit“. Sie vermissen den physisch empfundenen Druck durch eine tüchtig aufgerissene Anlage. Im Grunde wünschen sie sich

also einen „größeren“ Sound mit mehr Tiefe und (überspitzt formuliert) einer majestätischen, räumlichen Entfaltung. In diesem Fall helfen am ehesten ein entsprechend leistungsstarker Amp und eine größere Box, die mehr tiefere Frequenzen reproduziert, weiter.

Dazu ein krasses Beispiel: Wer eine feine Jackson „Randy Rhoads Signature“ oder eine ESP „Kirk Hammett“ über eine extrascharfe Distortion-Büchse und ein Delay-Pedal in einen kompakten 25-Watt-1x10“-Combo jagt, sollte nicht erwarten, dass sich dabei die richtige Stadionatmosphäre einstellt.

Gelegentlich ist das Klangbild auch nicht unbedingt zu dünn, sondern wirkt aufgrund einer nicht ausgewogenen Frequenzverteilung zu hart oder trocken. Dann könnte, abhängig vom Verstärker und dessen Gain-Möglichkeiten, ein guter Booster, EQ, Compressor oder selbst ein fett klingendes analoges Chorus-Pedal die Lösung sein. Es geht in diesem Fall nämlich in erster Linie darum, die Gitarre „größer“ und „raumfüllender“ klingen zu lassen. Wer beispielsweise mit einer bissigen Telecaster oder einem ähnlichen Instrument smoothen Jazz, oder, ganz im Gegenteil, harten Rock spielen möchte, sollte vielleicht in dieser Richtung weiterforschen. Und zwar möglichst, bevor er andere Tonabnehmer einbaut und den ursprünglichen, rauhen Charme seiner Gitarre opfert.

Andere beziehen den Ausdruck „fetter“ eher auf einen bestimmten Frequenzbereich. Das müsste

ja nun einfacher zu verstehen sein. Aber, weit gefehlt – auch hierbei herrscht keineswegs Einigkeit, welche Frequenzen gemeint sind. Nicht selten ist das Klangbild durchaus lautstark und wäre im Prinzip auch kraftvoll genug, wird aber als zu matt, brav oder indirekt empfunden. Auch dabei greifen viele zur schnellen Eigendiagnose: „Mein Sound ist zu dünn, der muss fetter!“ – und liegen damit leider nur bedingt richtig.

Fitness statt Fatness

Die Gründe für das genannte Sound-Problem können äußerst vielschichtig sein und ganz woanders liegen: Verbrauchte, alte Röhren, die nie gewechselt wurden, abgenudelte und regelrecht weich gespielte Lautsprecher. Beide Komponenten unterliegen einem schleichenden Alterungs- und Abnutzungsprozess. Insofern lohnt es sich, diesen Punkt ebenfalls ab und an mal kritisch zu überprüfen. Wann wurden zuletzt die Röhren vor allem der Endstufe gewechselt? Und wie klingt der eigene Amp an einer anderen oder jüngeren, nicht so abgenudelten Box? Auch eine ungünstige oder unpassende Impedanzabstimmung zwischen Amp und Box oder zu viel oder zu sorglos eingesetzte Effekte kommen als „Täter“ in Frage.

Raum- und Modulationseffekte weichen den Sound generell auf. Schichtet man nun noch gleich mehrere FX-Typen übereinander, verschlimmert sich das Ganze natürlich. Selbst wenn man nur sparsam Effekte verwendet, aber dank einer typischen seriellen Effektschleife am Amp das komplette Signal durch die Analog/Digital-Wandler des angeschlossenen Prozessors jagt, bleibt unweigerlich einiges an Frische und Druck auf der Strecke – selbst im Bypass-Betrieb.

Last, but not least zum sensiblen Punkt der künstlerischen Selbstverwirklichung: Hier muss man an die Vernunft appellieren und nicht Lautstärke um der Lautstärke Willen auffahren. So gut eine kräftig übersteuerte Röhrenendstufe in einer bestimmten Einstellung klingen kann, mehr geht dann kaum noch – weder beim Solospot, noch beim Einsatz der eigens ausgetüftelten Spezialeffekte. Außerdem machen strapazierte Ohren bei brachialem Pegel irgendwann dicht.

Mit Ohrstöpseln kann man sich zwar vor allzu schneller Beeinträchtigung des Gehörs schützen (und das sollte man im Zweifelsfall auch lieber tun), dabei geht jedoch die klangliche Ortung weitgehend flöten. Der Sound bekommt also in beiden Fällen eben nicht mehr Power und Präsenz, sondern wird gewissermaßen „zerkocht“. Nichts gegen Kartoffelpüree, aber das ist nicht jedermanns Geschmack. Und eines ist sicher: In die Ohren gehört er nicht.



Country-Machine goes Jazzy Metal?



Ruhig auch mal eine andere Box ausprobieren, aber ...



... hier bitte keine 16-Ohm-Box dranhängen!



Ein gelegentlicher Fitness-Check für Speaker und Röhren muss sein



Lieber zu wenig als zu viel Effekt



Eine Bypass-Box hält im Zweifelsfall auch die FX-Loop sauber



Lieber den Amp bremsen, als die Ohren weich kochen

Knackiges Frequenzrezept

Scheiden alle bisher genannten Punkte als Auslöser aus, heißt es, die Ohren zu spitzen und mal mit der Einstellung von Gain-Regler und EQ-Sektion zu

experimentieren. Viele hart rockende Gitarristen bevorzugen grundsätzlich einen betont deutlichen „Midscoop“ im Frequenzspektrum, also viele Bässe und Höhen bei wenig Mitten. Letztere sind bei der E-Gitarre aber entscheidend für die Körperlichkeit des Klangbilds. Sie bestimmen, ob man den Sound als ausreichend direkt und konkret empfindet oder nur als Hintergrundgepolter.

Überhaupt ist der Bassregler am Gitarrenverstärker mit Vorsicht zu genießen. Vor allem traditionellen Schaltungen, bei denen die Klangregelung vor der ersten Gain-Stufe liegt, bekommt das in der Regel weniger. Kaum dringt man in die Crunch-Zone vor, wummern und matschen die tiefen Frequenzen sonst nämlich unkontrolliert umher. Aber auch bei nachgeschalteter EQ-Sektion ist ein maßvoller Umgang mit dem Bass-Poti empfehlenswert. Allzu leicht kommt man damit anderen Instrumenten ins Gehege, worunter letztlich der gesamte Bandsound leidet.

Gibt man dagegen mehr Middle- und Presence-Anteil hinzu, klingt die Gitarre einzeln vielleicht nicht mehr so schön breit, setzt sich aber schon bei geringeren Pegeln viel besser durch und lässt sich im klanglichen Gesamtgefüge effektiver platzieren. So wirkt der klanglich enger gefasste Fokus für sich genommen durchdringender, im Kontext aber wie ein gut gesetztes Spotlight für unser Instrument. Das hat doch was für sich, oder?



Konkreter Sound, oben - Polter-Metal unten

Auch immer mehr Gain, egal ob durch den Regler am Verstärker oder ein vorgeschaltetes Compressor-, Booster- oder Distortion-Pedal, macht den Sound nicht notwendigerweise druckvoller. Ab einem bestimmten Punkt, der natürlich von Gerät zu Gerät variiert, ist das Signal bereits so stark verdichtet und komprimiert, dass die Spieldynamik überhaupt nicht mehr umgesetzt werden kann. Die Verstärkerschaltung ist am Anschlag, und da bleibt sie auch. Das mag als Fuzz-Effekt oder Leadsound mit Mega-Sustain für ein paar einzelne, lang gehaltene Töne ganz lustig sein, lässt sich aber sonst kaum einsetzen. Sobald die Saiten schwingen, macht es „brazzzz“; alle weiteren Feinheiten bleiben auf der Strecke, was auf die Dauer auch nicht befriedigt. Hier würde demnach nicht mehr, sondern tatsächlich weniger „Fett“ gebraucht, um wieder einen dynamisch spielbaren Sound zu erhalten.

Ähnlich verhält es sich auch, wenn ein besonders fülliges Instrument auf einen ebenso füllig tönenden Verstärker trifft. Die Kombination aus PRS-Gitarre und High-Gain-Boogie-Combo mag den Leadsound direkt ins Santana-Land beamen oder den einen oder anderen zu sustain-schwangeren Saxophon-Phrasierungen inspirieren. Aber die „mehrstöckige Sahnetorte“ muss deshalb



Fetter Sound-Burger à la Dimebag oder ...

noch lange nicht jedem schmecken. Überlegt euch lieber genau, wie viel „Fett“ euer Sound verträgt, bevor das Ganze ungenießbar wird.

Religiöser Eifer

Eines der größten Hindernisse bei der Suche nach dem heiligen Gral ist die generelle Unzulänglichkeit der Sprache. Wie schwierig es sein kann, Klänge in passende Worte zu fassen, hat sich in den Abschnitten zuvor schon gezeigt. Ansonsten braucht man nur mal einen Blick in die einschlägigen Internetforen zu werfen, wie vehement dort mit geradezu religiösem Eifer um Sound-Fragen gestritten wird. Da wird einem schnell klar, dass man bei solchen Themen vielfach komplett aneinander vorbeiredet und diskutiert.

Es ist doch so: Nicht nur die Geschmäcker sind verschieden, auch die Vokabeln, die wir verwenden, um unsere Vorstellung vom idealen Sound zu beschreiben. Für manche ist ein donnernder Metallica-Sound der fetteste Sound schlechthin, gemäßigttere Geschmäcker beanspruchen diesen Titel hingegen für krachenden Hardrock-Crunch irgendwo zwischen Wolfmother und AC/DC. Und wieder andere verstehen darunter den Leadsound von Pat Metheny ... oder Alexi Laiho.

Versuchen wir deshalb nochmals aus einer

Der Bassregler ist mit Vorsicht zu genießen

anderen Perspektive aufzudecken, was eigentlich gemeint sein könnte. Da kommt der Vorschlag, man könnte sich doch einfach an den typischen Sounds legendärer Guitar-Heroes orientieren. Klingt auf den ersten Blick prima, funktioniert in der Praxis aber nur bedingt.

Leider ist das Musikerleben häufig komplizierter, als man denkt, und nicht anders verhält es sich auch mit dem „fetten Sound“. Denn genau genommen versteht darunter wirklich jeder etwas anderes. Wie könnte man sonst anerkannte „Tone-Monster“ wie das Metallica-Doppel Hetfield/Hammett, Jimi Hendrix, Ritchie Blackmore (der Vorstrumpfhosenära), Brian May, Carlos Santana, Gary Moore, Stevie Ray Vaughan, Billy F. Gibbons, Brian Setzer, Slash, Zakk Wylde, Joe Satriani, David Gilmour, The Edge oder auch jüngere Vertreter wie



... lieber Feinkost nach Metheny-Art?

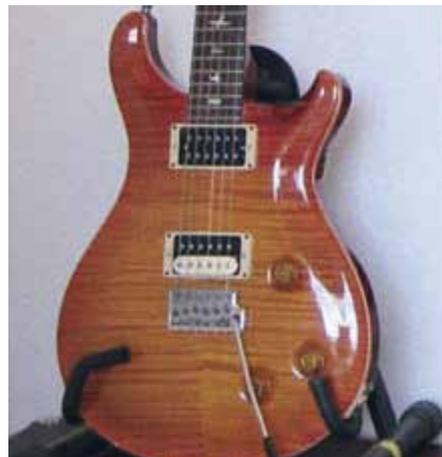
John Petrucci, Mark Tremonti und Jack White in einen Topf werfen und jedem einzelnen einen „fetten Sound“ attestieren? Wir versuchen mal ein paar grobe Kategorien zu bilden, um zumindest die Richtung klar zu machen, und fangen bei den Instrumenten an.

Alte Schule, fetter Ton

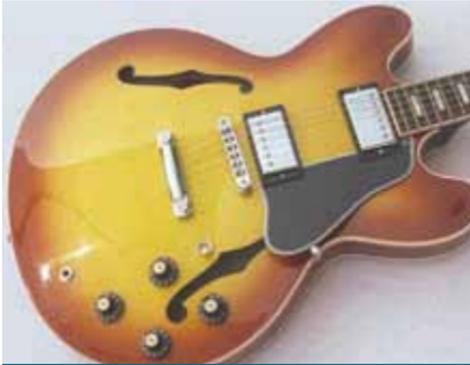
Zum Beispiel wären da die Kollegen Santana, Moore, May und Gibbons oder auch Joe Bonamassa zu nennen, die zur alten Schule des „fetten Tons“ gehören. Butter bei die Fische: Man hängt sich eine warm und sustainreich tönende Gitarre um und gibt dem Amp Saures, bis er allmählich nachgibt, komprimiert und schließlich zu singen beginnt. In diesem Sinne lassen sich selbst Leadsounds à la Slash, Wylde und zum Teil auch Virtuoso-Styles, wie von Satriani, Vai und Petrucci exerziert, als Fortführung dieses Ansatzes interpretieren.

Allen gemeinsam ist ein dicker, mittig singender, gerne auch mal sahniger Sound, der sehr vokal und betont kräftig klingt. Hier, so finde ich zumindest, kann man mit Fug und Recht von einem „fetten Sound“ sprechen. Der abgedeckte Frequenzbereich ist gewissermaßen dermaßen gut gesättigt, so dass der Ton gar nicht mehr verhungern kann. Wie bekommt man so etwas am besten hin?

Nun, wer so einen klassischen Rock-Leadsound sucht, für den empfiehlt sich zunächst eine Gitarre mit viel Schub und Wärme. Entweder à la Les



Hier kommt der „Monster Tone“ vor allem aus dem Holz ...



... und der traditionellen Konstruktion



Hier geben dagegen die Pickups den Ton an

Paul oder im Stil einer PRS, da kommt der Druck nämlich aus der Konstruktion selbst. In erster Linie

bestimmen hier Bauweise und Holz auswahl den akustischen Grundcharakter – in einschlägigen Expertenkreisen und Internetforen gerne auch Primärton genannt; das klingt wichtiger.

Die Tonabnehmer sorgen dann dafür, dass dieser pfundige Basis-Sound möglichst unverfälscht rüberkommt und bestmöglich präsentiert wird. Eine alternative Methode sattelt das Pferd sozusagen von der anderen Seite auf: Die Pioniere eines moderneren, meist auch aggressiveren Klangbilds von Van Halen bis Vai bevorzugten eine deutlich leichter gebaute Gitarre. Diese wird sodann mit entsprechend leistungsstarken Tonabnehmern oder aktiver Elektronik gepimpt, die weitaus vehementer auf den Sound einwirken und die nötige „Power“ und klangliche Wucht hinzufügen, die dem Instrument unverstärkt gespielt noch fehlen. Aber



Fetter Sound geht ganz simpel, ...



... die Masse macht's

Schluss für heute – die Haken und Ösen dieser Gattung heben wir uns besser für den nächsten Toneguide auf.

Die richtige Mischung

Selbst der ultimative Godzilla-mäßige Monster-sound braucht also eine geeignete Mischung von Gain und Frequenzverlauf, um wirken zu können. Und nun wissen wir hoffentlich auch genauer, was für uns persönlich den „fetten Sound“ ausmacht. Mit solchen Kenntnissen ausgestattet, sollte es uns leichter fallen, technische Schwächen unseres Equipments in den Griff zu bekommen. 

Arne Frank